

Unverkäufliche Leseprobe

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.



Jonathan Safran Foer schafft es erneut, uns ein komplexes Thema wie die Klimakrise so nahe zu bringen wie niemand sonst. Einen Lösungsansatz liefert er gleich mit.

Mit seinem Bestseller »Tiere essen« hat Jonathan Safran Foer weltweit Furore gemacht. Viele seiner Leser wurden nach der Lektüre Vegetarier oder haben zumindest ihre Ernährung überdacht. Nun nimmt Foer sich des größten Themas unserer Zeit an: dem Klimawandel. Der Klimawandel ist zu abstrakt, deshalb lässt er uns kalt. Foer erinnert an die Kraft und Notwendigkeit gemeinsamen Handelns und führt dazu anschaulich viele gelungene Beispiele an, die uns als Ansporn dienen sollen. Wir können die Welt nicht retten, ohne einem der größten CO₂- und Methangas-Produzenten zu Leibe zu rücken, der Massentierhaltung.

Foer nähert sich diesem wichtigen Thema eloquent, überzeugend, sehr persönlich und mit wachem Blick und großem Herz für die menschliche Unzulänglichkeit.

Jonathan Safran Foer wurde 1977 geboren und studierte in Princeton Philosophie und Literatur. Seine ersten beiden Romane »Alles ist erleuchtet« und »Extrem laut und unglaublich nah« waren sensationelle Erfolge. Sie wurden mehrfach ausgezeichnet und in 38 Sprachen übersetzt. Zuletzt erschienen sein Sachbuch »Tiere essen« (2012) sowie sein Roman »Hier bin ich« (2016). Foer gilt als einer der bedeutendsten amerikanischen Gegenwartsautoren. Er lebt in New York.

Weitere Informationen finden Sie auf www.fischerverlage.de

JONATHAN SAFRAN FOER

WIR SIND DAS KLIMA!

Wie wir unseren Planeten schon
beim Frühstück retten können

Aus dem Englischen von
Stefanie Jacobs und Jan Schönherr

FISCHER Taschenbuch

Aus Verantwortung für die Umwelt hat sich der S. Fischer Verlag zu einer nachhaltigen Buchproduktion verpflichtet. Der bewusste Umgang mit unseren Ressourcen, der Schutz unseres Klimas und der Natur gehören zu unseren obersten Unternehmenszielen.

Gemeinsam mit unseren Partnern und Lieferanten setzen wir uns für eine klimaneutrale Buchproduktion ein, die den Erwerb von Klimazertifikaten zur Kompensation des CO₂-Ausstoßes einschließt.

Weitere Informationen finden Sie unter: www.klimaneutralerlag.de



Erschienen bei FISCHER Taschenbuch
Frankfurt am Main, April 2021

Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
des Kiepenheuer & Witsch Verlages, Köln
Die Originalausgabe erschien unter dem Titel
»We are the Weather. Saving the Planet begins at Breakfast«
© 2019 by Jonathan Safran Foer. All rights reserved
Deutschsprachige Ausgabe:
© 2019, Kiepenheuer & Witsch Verlag, Köln
Alle Rechte vorbehalten

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-596-70470-5

| UNGLAUBLICH

DAS BUCH DER ENDEN

Der älteste bekannte Abschiedsbrief vor einem Selbstmord wurde vor etwa viertausend Jahren im alten Ägypten verfasst. Sein erster Übersetzer betitelte ihn mit »Das Gespräch eines Lebensmüden mit seiner Seele«. Die erste Zeile lautet: »Ich öffnete meinen Mund zu meiner Seele und beantwortete, was sie gesagt hatte.« Es folgt der zwischen Prosa, Dialog und Poesie oszillierende Versuch eines Menschen, seine Seele zum Selbstmord zu überreden.

Von diesem Brief erfuhr ich aus dem *Buch der Enden*, einer Sammlung von Fakten und Anekdoten, die außerdem die letzten Wünsche Virgils und Houdinis, Abgesänge auf den Dodo und den Eunuchen sowie Texte über Fossilien, den elektrischen Stuhl und das Veralten von Gebrauchsgegenständen enthielt. Obwohl ich kein sonderlich morbides Kind war, trug ich das Buch jahrelang mit mir herum.

Aus ihm erfuhr ich auch, dass ich mit jedem Atemzug Moleküle aus genau derselben Luft aufnehme, die Julius Cäsar bei seinem Tod ausgeatmet hat. Der Gedanke ließ mich erschauern: eine magische Verdichtung von Raum und Zeit, eine Brücke zwischen etwas, das mir vorkam wie ein Mythos,

und meinem aus Herbstlaub und vorsintflutlichen Videospielen bestehenden Leben in Washington, D. C.

Was daraus folgte, war unglaublich: Wenn ich soeben Cäsars letzten Atemzug (»Et tu, Brute?«) in mich aufgesogen hatte, dann doch wohl auch den von Beethoven (»Im Himmel werde ich hören«) und Darwin (»Ich habe nicht die geringste Angst vor dem Sterben«). Und auch die letzten Atemzüge von Franklin Delano Roosevelt, Rosa Parks und Elvis, die der Pilger und der Wampanoag beim ersten Thanksgiving, den des Autors des ersten Abschiedsbriefs, ja sogar den meines Großvaters, den ich nicht mehr kennengelernt hatte. Als Abkömmling von Überlebenden des Holocaust malte ich mir aus, wie Hitlers letzter Atem durch drei Meter Betondecke des Führerbunkers, zehn Meter deutschen Boden und die zertrampelten Rosenbeete der Reichskanzlei aufstieg, die Westfront durchbrach, den Atlantik überquerte und vierzig Jahre später durchs Fenster meines Kinderzimmers im ersten Stock strömte, um mich aufzupusten wie einen Ballon.

Und wenn ich die *letzten* Atemzüge dieser Menschen in mich aufnahm, dann doch sicherlich auch ihre *ersten*, und alle anderen dazwischen. Jeden Atemzug von jedem Menschen, der je auf dieser Welt gelebt hat. Und auch von jedem Tier: von der Klassenzimmer-Maus, die starb, als ich sie bei uns zu Hause hatte, von den Hühnern, die meine Großmutter in Polen gerupft hatte, den letzten Atemzug der allerletzten Wandertaube. Mit jedem Einatmen sog ich alles Leben und allen Tod auf Erden in mich auf. Der Gedanke ließ mich die Geschichte quasi aus der Vogelperspektive sehen: ein riesiges Netz, aus einem Strang geflochten. Als Neil Armstrongs Stiefel auf den Mond traten und er sagte: »Ein kleiner Schritt für den Menschen ...«, setzte er durchs Polykarbonat seines

Visiers in eine stumme Welt einige Moleküle frei, die Archimedes ausgeatmet hatte, als dieser »Heureka!« rufend nackt durch die Straßen des alten Syrakus gerannt war, nachdem er entdeckt hatte, dass sein Körper das Badewasser entsprechend seines eigenen Gewichts verdrängte. Seinen Stiefel ließ Armstrong später übrigens auf dem Mond zurück, als Ausgleich für das Gewicht des Mondgesteins, das er mit zur Erde nahm. Als der Graupapagei Alex, der gelernt hatte, sich auf dem Niveau eines Fünfjährigen zu unterhalten, seine letzten Worte sprach – »Sei brav, bis morgen. Hab dich lieb« –, atmete er zugleich das Schnauben der Schlittenhunde aus, die Roald Amundsen über inzwischen geschmolzene Eispanzer gezogen hatten, und setzte die Schreie all der wilden Tiere frei, die im Kolosseum von Gladiatoren niedergemetzelt worden waren. Dass ich in alldem einen Platz hatte – meinem Platz in alldem gar nicht entkommen konnte –, fand ich am erstaunlichsten.

Cäsars Ende war zugleich ein Anfang: An ihm wurde eine der ersten Autopsien der Geschichte durchgeführt, weshalb wir von den dreiundzwanzig Dolchstößen wissen. Die Dolche gibt es heute nicht mehr. Caesars blutgetränkte Toga gibt es nicht mehr. Das Theater des Pompeius, wo er ermordet wurde, steht nicht mehr, von der alten Metropole sind nur Ruinen übrig. Das Römische Reich, das sich einst über fünf Millionen Quadratkilometer erstreckte, mehr als zwanzig Prozent der Weltbevölkerung umfasste und so ewig schien wie die Erde selbst, gibt es nicht mehr.

Es ist schwer, sich ein vergänglicheres Kulturprodukt zu denken als einen Atemzug. Doch es ist unmöglich, sich ein beständigeres zu denken.

Obwohl ich mich so gut daran erinnere, gab es nie ein *Buch*

der Enden. Als ich danach suchte, stieß ich stattdessen auf *Pannati's Extraordinary Endings of Practically Everything and Everybody*, das herauskam, als ich zwölf war. Es enthält Houdini, die Fossilien und vieles andere, an das ich mich erinnerte, aber nicht Caesars letzten Atemzug und kein »Gespräch mit der Seele«. Davon musste ich also woanders erfahren haben. Diese Ungereimtheiten machten mir zu schaffen – nicht, weil sie an sich so wichtig waren, sondern weil meine Erinnerung daran so deutlich war.

Noch beunruhigter war ich, als ich bei der Recherche zu dem ersten Abschiedsbrief über dessen Titel nachdachte – darüber, dass er überhaupt einen trug. Dass *wir* uns falsch erinnern, ist ja schon irritierend, doch die Aussicht, dass unsere Nachkommen sich falsch *an* uns erinnern, ist zutiefst verstörend. Man weiß nicht einmal, ob der Autor des ersten Abschiedsbriefs sich tatsächlich das Leben nahm. »Ich öffnete meinen Mund zu meiner Seele«, schreibt er zu Beginn. Doch die Seele behält das letzte Wort, drängt den Menschen, er solle sich »ans Leben klammern«. Wir wissen nicht, was der Mann darauf erwidert hat. Gut möglich, dass das »Gespräch mit der Seele« mit einer Entscheidung für das Leben endete und der Autor seinen letzten Atemzug erst später tat. Dem Tod ins Auge zu blicken, war vielleicht das beste Argument fürs Überleben. Ein Selbstmordbrief ähnelt nichts mehr als seinem Gegenteil.

KEIN OPFER

Im Zweiten Weltkrieg schalteten die Menschen an der Ostküste Amerikas bei Abenddämmerung das Licht aus. Unmittelbare Gefahr drohte ihnen nicht; die Verdunklung sollte nur verhindern, dass deutsche U-Boote das Hintergrundleuchten der Städte nutzten, um auslaufende Schiffe zu entdecken und zu versenken.

Im weiteren Verlauf des Kriegs verdunkelte man Städte im gesamten Land, auch weit weg von der Küste, um die Zivilisten einen Krieg spüren zu lassen, dessen Schrecken sie nicht sahen, der sich jedoch nur gemeinsam gewinnen ließ. Man musste den Menschen an der Heimatfront vermitteln, dass ihr vertrautes Leben in Gefahr war – und Dunkelheit war eine Möglichkeit, die Gefahr sichtbar zu machen. Piloten der Civil Air Patrol wurden aufgefordert, am Himmel über dem Mittleren Westen nach Feindflugzeugen Ausschau zu halten, obwohl kein deutscher Jäger so weit hätte fliegen können. Solidarität war gefragt – egal wie sinnlos, ja selbstmörderisch all das gewesen wäre, wenn man sonst nichts getan hätte.

Ohne diese Aktionen an der Heimatfront, die sowohl psychologische als auch praktische Auswirkungen hatten,

ohne ganz normale Menschen, die sich für die gute Sache einsetzten, hätte man den Zweiten Weltkrieg nicht gewonnen. Während des Kriegs stieg die Produktivität um sechs- undneunzig Prozent. Liberty-Frachter, die zu Kriegsbeginn acht Monate Bauzeit erforderten, waren innerhalb von Wochen fertig. Der fast sechseinhalbtausend Tonnen schwere, aus einer Viertelmillion Teilen bestehende Liberty-Frachter SS Robert E. Peary wurde in viereinhalb Tagen gebaut. 1942 produzierten Firmen, die bisher Autos, Kühlschränke, Büromöbel und Waschmaschinen hergestellt hatten, bereits Rüstungsgüter. Dessous-Fabriken nähten Tarnnetze, Rechenmaschinen wurden als Pistolen wiedergeboren, Staubsaugerbeutel in Gasmasken eingesetzt. Studenten, Rentner und Frauen packten mit an – viele Bundesstaaten änderten ihre Gesetze, damit auch Teenager arbeiten durften. Alltagsgüter wie Gummi, Blechdosen, Alufolie und Holz wurden zur Verwertung im Krieg gesammelt. Hollywood-Studios produzierten Wochenschauen, antifaschistische Kinostreifen und patriotische Trickfilme. Prominente warben für den Kauf von Kriegsanleihen und manche – Julia Childs zum Beispiel – wurden Spione.

Der Kongress erhöhte die Steuereinnahmen durch Senkung des Freibetrages und Streichung diverser Schlupflöcher und Abzüge. 1940 hatten nur zehn Prozent der Arbeitnehmer Einkommenssteuer an den Bund bezahlt. 1944 waren es fast hundert Prozent. Der Spitzensteuersatz wurde auf vierundneunzig Prozent angehoben, die dafür relevante Einkommensschwelle um das Fünfundzwanzigfache gesenkt.

Der Staat legte Preise für Nylon, Fahrräder, Schuhe, Feuerholz, Seide und Kohle fest – und die Amerikaner nahmen es hin. Benzin wurde streng reguliert, und man verhängte

eine landesweite Höchstgeschwindigkeit von fünfunddreißig Meilen pro Stunde, um Gummi und Treibstoff zu sparen. Vom Staat ausgehängte Plakate bewarben Fahrgemeinschaften mit dem Slogan: »Wer ALLEIN fährt, fährt mit Hitler!«

Bauern erhöhten ihren Ertrag, obwohl sie weniger Arbeitskräfte und Gerät zur Verfügung hatten, und Normalbürger legten »Victory-Gärten« an, Mikrofarmen hinter dem Haus oder auf Brachflächen. Essen wurde rationiert, besonders Grundnahrungsmittel wie Zucker, Kaffee und Butter. 1942 rief der Staat mit einer »Teilt-das-Fleisch«-Kampagne dazu auf, den wöchentlichen Fleischkonsum auf knapp über ein Kilo pro Erwachsenen zu beschränken. In England aß man nur etwa die Hälfte davon. (Dieser kollektiv enger geschnallte Gürtel führte übrigens sogar zu einer leichten Verbesserung der Gesundheit.) Im Juli 1942 produzierte Disney einen kurzen Trickfilm für das Landwirtschaftsministerium, der unter dem Titel »Essen bringt den Sieg« die Landwirtschaft zu einer Frage der nationalen Sicherheit erhob. Amerika hatte doppelt so viele Bauern wie die Achsenmächte Soldaten. »Ihre Waffen sind die Panzer der Essensfront, die Landmaschinen: Bataillone von Mähdreschern, Regimenter von Traktoren, Divisionen von Maispflückern, Kartoffelgrabern und Sämaschinen, Kolonnen von Melkanlagen.«

Am Abend des 28. April 1942, fünf Monate nach Pearl Harbor, als die Amerikaner bereits voll in den Krieg in Europa eingestiegen waren, versammelten sich Millionen Amerikaner vor ihren Radios, um Präsident Roosevelts Kamingespräch zu lauschen, in dem er sie über den Kriegsverlauf informierte und von den kommenden Herausforderungen – auch für die Bürger selbst – sprach:

Es ist uns nicht allen vergönnt, unsere Feinde in entfernten Winkeln der Welt zu bekämpfen. Es ist uns nicht allen vergönnt, in einer Munitionsfabrik oder auf einer Werft zu arbeiten, auf den Farmen, den Ölfeldern oder in den Minen, und die Waffen und Rohstoffe herzustellen, die unsere Truppen brauchen. Doch es gibt eine Front, an der alle Amerikaner – jeder Mann, jede Frau und jedes Kind – mitkämpfen können, und zwar während des gesamten Krieges. Diese Front verläuft hier bei uns zu Hause, in unserem Alltag, unseren täglichen Verrichtungen. Hier zu Hause ist es uns allen vergönnt, uns zu versagen, was immer nötig ist – nicht nur um unsere Männer an der Front zu versorgen, sondern auch, damit unsere Wirtschaft während des Krieges und danach stark bleibt. Dazu müssen wir freilich nicht nur auf Luxus verzichten, sondern auch auf viele kleinere Annehmlichkeiten. Jeder loyale Amerikaner kennt seine Verantwortung ... Wie ich gestern dem Kongress gesagt habe, ist »Opfer« nicht ganz das rechte Wort, um diese Selbstversagung zu beschreiben. Wenn wir am Ende dieses großen Kampfes unsere freiheitliche Art zu leben gerettet haben, wird all das kein »Opfer« gewesen sein.

Es ist eine extreme Belastung, dem Staat vierundneunzig Prozent seines Einkommens überlassen zu müssen. Es ist eine echte Herausforderung, mit rationierten Grundnahrungsmitteln auszukommen. Es ist eine lästige Unannehmlichkeit, nicht schneller als fünfunddreißig Meilen pro Stunde fahren zu dürfen. Es nervt, abends das Licht auszulassen.

Obwohl so viele Amerikaner den Krieg als etwas erlebten, das »da drüben« stattfand, war ein bisschen im Dunkeln sitzen wohl nicht zu viel verlangt von Bürgern, die im Großen und Ganzen sicher »hier bei uns« waren. Wie würden wir über jemanden denken, der es inmitten eines großen Kampfs – nicht bloß um Millionen Leben, sondern um unsere »freiheitliche Lebensweise« – für ein zu großes Opfer hielte, sein Licht auszuknipsen?

Natürlich hätte der Krieg nicht *allein* dadurch gewonnen werden können, dass man das Licht ausließ – dafür waren sechzehn Millionen amerikanische Soldaten und Militärbedienstete, über vier Billionen Dollar und die Truppen von mehr als einem Dutzend weiterer Länder nötig. Aber stellen wir uns vor, der Krieg hätte nicht *ohne* diese Hilfe gewonnen werden können. Stellen wir uns vor, damit keine Hakenkreuzflaggen in London, Moskau und Washington wehten, sei es nötig gewesen, abends einen Schalter umzulegen. Stellen wir uns vor, man hätte die übrigen zehneinhalb Millionen Juden auf der Welt ohne diese paar Stunden Dunkelheit nicht retten können. Wie würden wir dann über die allabendliche Selbstversagung dieser Bürger denken?

Es wird kein »Opfer« gewesen sein.